

Prof. Dr. Franz-Werner Kersting

Kommissarischer Leiter des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte in Münster
apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster

Wissenschaftliche Würdigung**des Jubiläumsbuches „150 Jahre LWL-Klinik Lengerich“**

am 26. Oktober 2016 im Festsaal der LWL-Klinik Lengerich

Sehr geehrter Herr Noeker,
sehr geehrter Herr Chrysanthou,
sehr geehrte Frau Falkenstein-Sorg,
sehr geehrte Frau Bishop,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

An den Beginn meines Vortrags möchte ich das folgende, etwas längere Zitat stellen:

„Mein erster Arbeitstag... voller Angst: Was erwartet dich da? Ich hörte manchmal Schreien von den chronischen Abteilungen und da habe ich mir gedacht: ‚Da kommst du hoffentlich nicht hin‘ Frau Oberin Scheibler brachte mich auf mein Zimmer, das ich mit zwei Mitschwestern teilen musste. Bad und Toilette waren eine Treppe tiefer. Später bekamen wir Einzelzimmer oberhalb des Bürotraktes. Mein erster Arbeitstag war auf der Halbsiechenstation E I. Dort lagen alte, chronische und pflegebürtige Patienten. Der Dienst begann morgens um 7 Uhr früh und ging bis abends 19 Uhr. Dazwischen lag[en] eineinhalb Stunden Mittagspause. Wir hatten drei Tage Dienst und dann einen Tag frei. Alle 14 Tage war der Sonntag frei. Die Besoldung gab es am Ersten eines Monats vorne in der Kasse. Das Geld wurde uns abgezählt in einer Tüte ausgehändigt.

Die Patienten bekamen Anstaltsgeld für Hausarbeit und so weiter. Sie konnten dafür im hausinternen Laden einkaufen. Später gab es die Kantine, die dem Café angeschlossen war. Morgens wurde ein Kübel Kaffee aus der Kochküche geholt. Nach dem Frühstück gingen einige Patienten in die Arbeitstherapie ins Waschhaus, in den Nähssaal oder den Bügelsaal. Die Außengruppe ging auf die Felder. Die Patienten sammelten die Steine auf, die dort haufenweise

lagen. Das war schon eine monotone Arbeit. Morgens zum Frühstück wurden Tabletten ausgeteilt. Der Medikamentenschrank war in der Wand im Tagesraum. Dann kam die Schwester mit dem Teewagen davor. Sie benutzte zwei Blechlöffel, zerkleinerte die Medikamente und drückte mir einen gefüllten Löffel in die Hand. Mit einer vollen Blechtasse brachte ich die Medikamente zu den Patienten. Die Schwester sagte: ‚Du gehst dahin, du gehst dahin.‘ Man konnte nicht fragen: ‚Was ist da drauf?‘ oder ‚Weshalb kriegt die das?‘. Damals habe ich oft gedacht: ‚Du musst das machen, was man dir sagt.‘ Man war ausführende Kraft. Das Denken ja das war halt so.

Mittags musste man etliche Patienten aktivieren, um die vielen Kübel von der Kochküche zum Mittagessen zu holen. Das Mittagessen wurde ausgeteilt, und in der Mittagsruhe ist kaum jemand von den Leuten aufgestanden; die legten den Kopf auf den Tisch, und die Stationschwester saß in ihrem Stuhl und ruhte sich aus. Und abends in dem Schlafraum waren die Betten so nah zusammen, da konnte man nicht so durch. Das war ganz schlimm. Das konnte ich damals überhaupt nicht haben. Aber die Abteilungen waren ja überfüllt. Es waren so viele Menschen da! Als ich hier anfang, weit über 1000 Patienten. Wenn die Patienten ausrasteten.....ich mag es fast gar nicht sagen, aber ich habe ein paar Mal miterlebt, dass das nicht so gut ausgegangen ist.“

Aus einem zeithistorischen Weitwinkel betrachtet, liest sich das Zitat teilweise geradezu wie das Drehbuch zu dem berühmten gesellschafts- und psychiatriekritischen Film „Einer flog über das Kuckucksnest“ von 1975 (bekanntlich mit Jack Nicholson in der Hauptrolle)! Die kurze Einordnung des Zitats sei hier aber nicht mit einem Motiv aus dem genannten Kinofilm unterlegt, sondern mit diesem Bettensaal-Foto von 1970, das allerdings nicht aus der hiesigen Klinik stammt, sondern aus den Bildbeständen der LWL-Klinik in Warstein!



Bettensaal, WLK Warstein, 1970.

Die zitierte Passage entstammt einem Interview, dass die Münsteraner Historikerin Dr. Ioanna Mamali und der stellvertretende Pflegedirektor der hiesigen LWL-Klinik, Stephan Bögershausen, in Vorbereitung auf das Jubiläumsbuch mit den beiden Zeitzeuginnen und ehemaligen Klinikmitarbeiterinnen **Inge Kortepeter** und **Ingrid Uhlenhake** führen konnten.

Das Interview ist im letzten großen Kapitel des Buches als Teil einer zeithistorischen Gesprächsreihe dokumentiert. Ausführlich befragt wurden noch lebende Akteurinnen und Akteure aus den unterschiedlichen Funktionsbereichen der Klinik. Auch ein langjähriger Patient und ehrenamtlicher Mitarbeiter kommt zu Wort. Gleiches gilt schließlich für den gelernten Sozialarbeiter und amtierenden Leiter des Amtes für Soziales und Pflege des Kreises Steinfurt, Walter Rott. Rott war 1978 in den Sozialpsychiatrischen Dienst des Kreises eingetreten.

Die zitierte Passage stammt aus dem Munde der eben erwähnten Zeitzeugin **Inge Kortepeter**, geboren 1938. Ihr erster Arbeitstag fiel in das Jahr 1956. Damals trat sie, gerade 18jährig, ihren Ausbildungsplatz und Dienst im Pflegebereich der Klinik an und wirkte hier dann bis 1997 (ab 1970 als Stationschwester). **Ingrid Uhlenhake**, geb. 1939, war erst später, 1972, als (bereits examinierte) Pflegerin an die hiesige Klinik gewechselt. Sie arbeitete zunächst in der damals so genannten „Inneren Abteilung“, auf der überwiegend Psychiatriepatienten, die körperlich erkrankt waren, behandelt wurden. Später wurde sie leitende Pflegekraft.

Der Wortlaut und die erste knappe Einordnung der zitierten Erinnerung an einen Arbeits- und Kliniktag im Jahre 1956 können gewissermaßen den Leitfaden abgeben für eine kurze wissenschaftliche Würdigung des aktuellen Jubiläumsbuches – denn sie verweisen bereits auf einige wesentliche Blickwinkel, Argumente und Schritte meiner Auseinandersetzung mit dem Werk. Ich habe diese zu insgesamt 3 (jeweils etwas plakativ-zugespitzt überschriebenen) – Schlaglichtern gebündelt, die ich den folgenden 25 Minuten aus Sicht des Fachhistorikers eben auf das Buchprojekt und -produkt verwerfen möchte.

Schlaglicht 1: „Multi-perspektivischer Zugriff“

Wie im Interviewteil so kommen auch im eigentlichen Hauptteil des Werkes unterschiedliche Perspektiven und Stimmen zu Wort und dem (kritischen) „Blick (auch) von außen“ wird ebenfalls bewusst Raum gegeben: Beiträge, verfasst mehr aus Sicht der Klinik selbst (hier vor allem durch Christos Chrysanthou), verbinden sich mit externer wissenschaftlicher Expertise (vor allem durch Ioanna Mamali) sowie mit weiteren umfangreichen Kapiteln, die historisch gleichermaßen engagierte wie reflektierte Laien und Bürger aus dem Umfeld der Einrichtung erarbeitet und geschrieben haben. Sie stammen aus der Feder von Reinhard Joellenbeck, Dr. Alois Thomes und Dr. Alfred Wesselmann, wobei Alois Thomes für seinen Beitrag über „Das Bild

der LWL-Klinik in der [lokalen/regionalen] Öffentlichkeit“ von ihren Anfängen bis in die Gegenwart neben umfangreichen Archivrecherchen wiederum auch Zeitzeugen-Interviews geführt hat – insbesondere in Familien, die im Rahmen der so genannten „Familienpflege“ Psychiatrie-Patienten der Klinik beherbergten und beschäftigten. Die „Familienpflege“ war gerade hier am Klinikstandort Lengerich traditionell besonders ausgeprägt war.

Die beschriebene Autoren- und Zeitzeugenkonstellation hat entscheidend mit dazu beigetragen, dass – aufs Ganze gesehen – eben keine „Festschrift“ im Sinne einer enggeführten, simplifizierend-beschönigenden Fach- und Erfolgsgeschichte entstanden ist. Im Gegenteil: Es liegt nunmehr eine thematisch breite, differenzierte und facettenreiche Darstellung der 150jährigen Klinikgeschichte vor, die es in diesem Format für keine andere LWL-Klinik gibt! Ihre aufmerksame Lektüre rückt „Licht“ und „Schatten“, also die „hellen“ und die „dunklen“ Kapitel der Lengericher Psychiatriegeschichte, Erfolge und Konflikte, in den Blick des Lesers.

Schlaglicht 2: „Neue Quellen und Fragen – neue Einsichten“

„Die Stärke des Historikers liegt in der produktiven Kraft seiner Fragestellung.“ So hat schon vor vielen Jahren einmal ein Fachkollege treffend den Umstand auf den Punkt gebracht, dass Bestätigungen/Ergänzungen und vor allem Relativierungen und Korrekturen mit Blick auf vorhandenes Geschichtswissen wesentlich von der Erschließung neuer historischer Quellen und den systematischen Fragestellungen abhängen, die dann an das erschlossene Material herangetragen werden. (Im Übrigen sind ja auch Zeitzeugen-Interviews Quellen – Quellen, die der Forscher eben in und mit der Gesprächssituation selbst generiert!)

Die beiden übergeordneten Leitfragen des Buchprojekts lauteten (Christos Chrysanthou): „Was hat uns zu dem gemacht, was wir heute sind?“ Und: „Welche Verpflichtungen resultieren aus der Vergangenheit heute und zukünftig?“ Es ging und geht mithin vor allem darum, die Entwicklungen und Weichenstellungen der langen Klinikgeschichte auf dem Weg in die Gegenwart zu erkennen und zu erklären. Gleichzeitig sollen die dabei gewonnenen Einsichten für eine Selbstvergewisserung über das eigene aktuelle Selbstverständnis, über das Bild der Klinik auch nach außen sowie über künftige Herausforderungen genutzt werden!

„Geschichte“ und „Identitätsfindung/-prägung (modernes Stichwort: „Corporate Identity“) werden also gewissermaßen als zwei Seiten ein und derselben Medaille verstanden! Und in diesem Sinne bestimmten die zentralen Elemente des aktuellen und zukunftsgerichteten Selbstbildes praktisch auch das ‚Suchbild‘, das dann retrospektiv an die eigene Geschichte herangetragen wurde.

Zu den „Bausteinen“ des institutionellen und psychiatrischen Selbstverständnisses der Klinik rechnet Christos Chrysanthou eingangs:

- die „Therapietradition“;
- und hier vor allem den Anspruch auf eine „humane“ Behandlung möglichst ohne Angst und Zwang (historisches Stichwort: „Non-Restraint“-Prinzip);
- den „offenen Umgang mit Gesellschaft und Umfeld“;
- den Lengericher „Beitrag zum Reformprozess der Psychiatrie“;
- und die „öffentlich-kommunale Trägerschaft“ der Klinik.

Nicht zufällig bestimmten diese Handlungs- und Problemfelder dann auch die Gesamtanlage des Buches sowie die Leitfragen und Schwerpunktthemen der Autoren. Dass diese dabei nicht der ‚Gefahr‘ einer rein linearen Erfolgsgeschichte erlegen sind, ihren Gegenstand vielmehr kritisch-abgewogen behandeln, habe ich bereits betont. (Im Übrigen passt ja auch die Einbeziehung solch authentischer und trostloser Zustandsbeschreibungen, wie ich sie eingangs für das Jahr 1956 zitiert habe, zu diesem Befund!)

Mit seinem breiten Themenspektrum entspricht das Buch gleichzeitig dem Anspruch der modernen historischen Psychiatrieforschung, die sich immer als Teil und Spiegelbild der Gesellschafts-, Kultur-, Verwaltungs- und Politikgeschichte insgesamt versteht. Besondere Hervorhebung verdienen ferner die breite Erschließung neuer Quellen (zum Teil weit über die Archive in Lengerich und Westfalen hinaus!) sowie die Einordnung der eigenen lokalen/regionalen Befunde in größere nationale Zusammenhänge. Lokalgeschichte kann so eben auch exemplarischen Wert für das Verständnis allgemeiner übergeordneter Prozesse gewinnen.

Zur Verdeutlichung des Gesagten kann ich aus Zeitgründen nur einige Leistungen und Befunde der Autoren beispielhaft hervorheben:

Ionna Mamali hat die Lengericher Diagnose- und Therapiegeschichte von ihren Anfängen 1864 bis zur Psychiatrie-Enquete von 1975 nachgezeichnet – und zwar erstmals auch auf der Grundlage eines Epochen übergreifenden Samples von über 100 systematisch ausgewählten und analysierten Krankenakten.

Das Buchkapitel speziell zum Klinikgeschehen während der Zeit des Nationalsozialismus und der „Euthanasie“-Morde stammt ebenfalls aus ihrer Feder. Es mündet am Beispiel des 1900

geborenen und 1949 gestorbenen Patienten Heinrich Burhenne in einen gleichermaßen anschaulichen wie bedrückenden „Exkurs“ zur besonders bedrohlichen und leidvollen Erfahrungsgeschichte der psychisch Kranken in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit.

Alfred Wesselmann hat gleich drei umfangreiche Kapitel beigesteuert:

- zur Vorgeschichte der Anstalt und ihrer Errichtung nach damals modernsten Erkenntnissen und mit evangelischem Konfessionsschwerpunkt;
- zur Entwicklung der (praktisch immer äußerst angespannten!) Personal- und Pflegesituation unter den beiden ersten Direktoren Albert Vorster (Amtszeit: 1866-1884) und Friedrich Schäfer (1885-1924);
- sowie schließlich zu den besonderen Rückwirkungen, die auch schon der Erste Weltkrieg auf den psychiatrischen Versorgungsalltag hatte.

Über das kriegsbedingte reichsweite „Hungersterben hinter Anstaltsmauern“ in den Jahren 1914 bis 1918 sind wir auch für Westfalen und Lengerich bereits gut informiert. Jetzt tritt dank der neuen Forschungen am Beispiel Lengerichs erstmals die detaillierte, patientenaktengestützte Analyse und Dokumentation eines weiteren Phänomens hinzu. So kann Wesselmann zeigen, dass und (vor allem) wie die hiesige Klinik in den fünf Kriegsjahren auch ca. 270 psychisch erkrankte deutsche Soldaten und ca. 55 Kriegsgefangene (überwiegend aus Russland und Frankreich) behandelte.

Ein Ergebnis zur Gruppe der Soldaten lautet, dass die damals so genannten „heroischen“ Therapien (also: die „Elektrosuggestivbehandlung“, das „Zwangsexerzieren“ und die „Hypnose“), die – in zum Teil rigider Anwendung – darauf abzielten, so genannte „Kriegszitterer“ oder „Kriegshysteriker“ möglichst rasch wieder front- oder zumindest garnisonstauglich zu machen, in Lengerich gar nicht zur Anwendung kamen. Auch sonst gehörten die Lengericher Anstaltsärzte offenbar nicht zu den „Scharfmachern“ unter den Kriegspsychiatern!

Reinhard Jöllennecks Beitrag zur „Baugeschichte der LWL-Klinik“ knüpft an die Gründungsgeschichte an und arbeitet in einem Längsschnitt bis zur Gegenwart detailliert heraus, wie stark die bauliche Infrastruktur einem ständigen Anpassungsdruck unterlag. Um- und Neubauten von Kranken-, Werkstätten- und Wirtschaftsgebäuden sowie Maßnahmen zur Veränderung oder auch Bestandssicherung des Klinikgeländes wurden durchgängig vor allem durch die Nachfrage und den Bedarf an Behandlungs- und Pflegeplätzen bestimmt. Beide Größen richteten sich wiederum nicht nur nach der reinen Zahl der Patienten (rapider Anstieg im

Kaiserreich, rapider Rückgang seit den Strukturveränderungen der Psychiatrie-Reform der 1970er Jahre!), sondern auch nach dem Profil und dem Wandel der Therapiekonzepte (die „Arbeits- und Beschäftigungstherapie“ nach Hermann Simon eingeschlossen).

[Im Übrigen ist das ja ein sehr aktuelles Thema: Denn auch derzeit laufende Modernisierungen an vielen LWL-Kliniken spiegeln nachdrücklich das enge Wechselverhältnis von Bau- und Behandlungsstruktur!]

Hinzu kam und kommt die Anpassung an sich verändernde Möglichkeiten und Standards moderner Technik.

In diesen Anpassungsprozessen blieben Interessenkollisionen mit der lokalen Öffentlichkeit nicht aus: Die von und in der Klinik selbst erbrachten Produktions- und Dienstleistungen standen immer auch in einem (gewissen) Konkurrenzverhältnis zum städtischen Gewerbe. Ein weiteres Beispiel bildet die „Auseinandersetzung um die [genaue] Trassenführung der [1901 in Betrieb genommenen] Teutoburger Waldeisenbahn“, durch die der Direktor Schaefer Ruhe und Sicherheit für die Kranken gefährdet sah.

Alois Thomes' umfangreichen Beitrag über das Bild der LWL-Klinik in der [[lokalen/regionalen] Öffentlichkeit habe ich vorhin schon einmal kurz erwähnt (Stichwort: Interviews in Pflegefamilien). Auch Thomes konnte viele neue Quellen heranziehen. Zum Beispiel hat er für die Weimarer Jahre 1928-1931 systematisch alle Ausgaben der damaligen Lengericher Lokalzeitung, des „Tecklenburger Landboten“, ausgewertet. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Klinikleitung schon zu dieser Zeit gezielt „mediale Öffentlichkeitsarbeit“ betrieb: Modernisierungen in der Einrichtung sollten auch nach außen sichtbar werden und dem hartnäckigen Odium der „gefängnisartigen Verwahrrpsychiatrie“ entgegenwirken.

Gleichzeitig waren Image und Öffentlichkeitsarbeit der Klinik aber gerade damals auch in besonderer Weise herausgefordert, denn im August 1928 wurde die 21-jährige Näherin Anna Reichert aus Lengerich von einem Patienten ganz in der Nähe des Anstaltsgeländes umgebracht! Thomes hat den „Mord am Berg“ und die öffentlichen Reaktionen darauf geradezu ‚kriminalistisch‘ nachgezeichnet. Die Wogen aus Unruhe und Empörung schlugen hoch. In einer ersten Reaktion äußerte die Lengericher Lokalzeitung nicht nur Sorge um die Sicherheit der Bevölkerung, sondern auch Sorge um das Image der Stadt: Lengerich, so die Befürchtung, werde „mit [seiner] reizvollen Umgebung von Ausflüglern und Sommerfrischlern wie die Pest gemieden werden“!

Schließlich unterstreicht Thomes' Beitrag auch noch einmal die grundlegende Bedeutung des Faktors „Öffentlichkeit“ in dem Aufbruch und Strukturwandel der Psychiatrie seit den so genannten „1968er“ Jahren. Sozialpsychiatrisch motivierten Reformern, zu denen hier in Lengerich vor allem der damalige Klinikdirektor Rudolf Stiawa (Amtszeit: 1972-1982), aber dann auch sein Nachfolger Andreas Crome (1982-2006) gehörte, ist schon früh bewusst gewesen, dass eine wirkliche „Psychiatriereform“ im Grunde nur als „Gesellschaftsreform“ zu haben war – und umgekehrt!

Damit komme ich zu **Schlaglicht 3: „Abenteuer Forschung“** – und zum Schluss meiner wissenschaftlichen Würdigung:

Das Schlaglicht knüpft an die Aussage von Alfred Wesselmann an, die ‚Erkundung‘ der Klinikgeschichte sei „ein Abenteuer“ gewesen, das er „keinen Moment bereut habe“. Vor dem Hintergrund meiner eigenen psychiatriehistorischen Forschungen am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte teile ich dieses „Abenteuer“-Gefühl! Durch die genaue Lektüre der Festschrift wurde das Gefühl nachdrücklich bestärkt!

In diesem Sinne möchte ich der Betriebsleitung der Klinik sowie dem gesamten Projekt- und Buchteam Respekt und Anerkennung aussprechen!

Naturgemäß ist selbst mit einem so umfangreichen Werk die lange und wechselvolle Geschichte eines Krankenhauses nicht „vollständig und abschließend“ behandelt. (Das war im Übrigen auch nicht der „Anspruch“ der Betriebsleitung!) Kurzum: Es bleibt Raum für Ergänzungen und Vertiefungen – auch mit Blick auf die LWL-Psychiatriegeschichte insgesamt!

So steht eine systematische, akten- und interviewgestützte zeithistorische Aufarbeitung und Dokumentation der Rolle des Verbandes und seiner alten Landeskrankenhäuser bzw. heutigen LWL-Kliniken in dem Auf- und Umbruch seit den „1968“ Jahren (Stichwort „Psychiatrie-Enquete“) noch aus. Dabei wären unter dem Stichwort „Reform vor der Reform“ auch manche Modernisierungsinitiativen schon der 1950er und frühen 60er Jahre näher zu würdigen. Diese scheinen mir im Zeichen der fest verankerten, fast ‚mythischen‘ Erinnerung an die Zäsur der Enquete fast vergessen!

Mehr zeithistorische Beachtung und Würdigung verdient meines Erachtens auch das Engagement der damals so genannten „neuen“ Berufsgruppen, also der Frauen und Männer

aus der Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Psychologie und Ergotherapie. In ihrem Fall muss man bislang fast von „geschichtslosen“ Professionen sprechen!

Massiv unterbelichtet ist schließlich auch die Alltags- und Erfahrungsgeschichte der seelisch Kranken, also der Psychiatrie-Erfahrenen selbst, wobei nicht zuletzt eine ‚Schattenzone‘ der Reform noch besonders auszuleuchten wäre: Gemeint ist die – im Zuge der Öffnung und Verkleinerung der Landeskrankenhäuser – vorgenommene Verlegung, ja ‚Abschiebung‘ etlicher Patienten in den Heimsektor.

In diesen Fällen konnte und kann von einer „De-Institutionalisierung“ nicht die Rede sein! Zwei der gerade genannten Befunde möchte ich zum Schluss ganz kurz ‚visualisieren‘: Stichwort „Reform vor der Reform“:



Dieses Foto zeigt den Psychiater Dr. Hans Merguet, von 1949-1957 Direktor der hiesigen Klinik, danach im Zeitraum 1963/64 auch Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie, an der Seite seiner Frau Dr. Luise Merguet!



Und dies ist der Lengericher Fotograf Hans Kiepker, der vormalige, 2014 verstorbene Seniorchef des hiesigen „Fotohauses Kiepker“, der 1957/58 als Kameramann für den von Merguet angeregten schwarz-weiß-Kurz- und Stummfilm „Gezielte Gymnastik bei Katatonen“ fungierte.



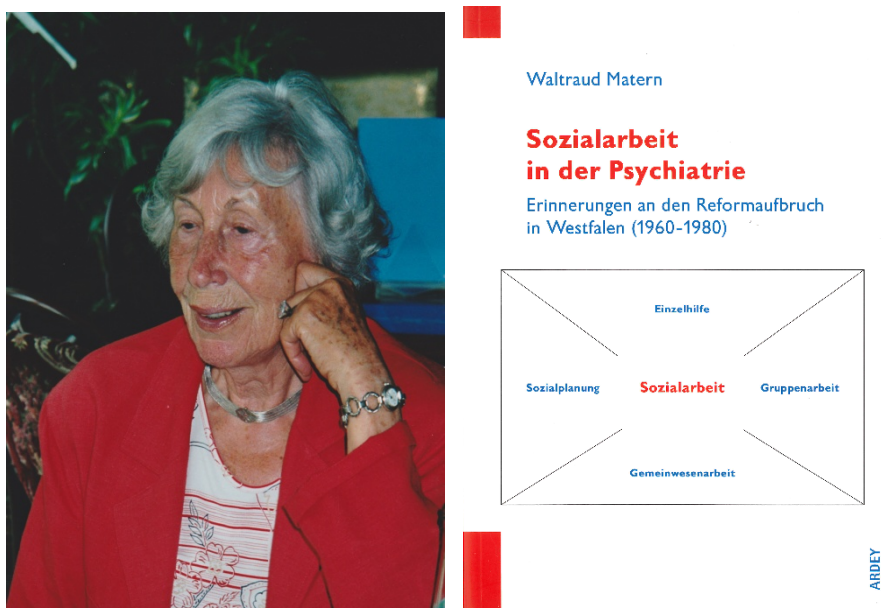
Otto Gillert (Jg. 1905) mit Patienten – Szenenfoto aus „Gezielte Gymnastik bei Katatonen“ (1957/58).

Zu den beteiligten Professionellen gehörte auch der Krankengymnast/Physiotherapeut Otto Gillert, hier zu sehen in einem Szenenfoto aus dem besagten Film.

Die erstmalige, bis dahin (zumindest in deutschen Anstalten) so noch nicht oder kaum praktizierte aktive Einbeziehung von Psychatriepatienten in moderne krankengymnastische Übungen, gehörte zu einer Reihe von Neuerungen, die Merguet nach dem Krieg schon vergleichsweise früh einführte. Ihre filmische Dokumentation sollte die Reformorientierung auch nach außen sichtbar machen und damit gleichzeitig helfen, Vertrauen in die Psychiatrie zurückzugewinnen. Als eine Art „medizinischer Lehrfilm“ wurde der Film anschließend auch im In- und Ausland auf Fortbildungen und Tagungen gezeigt.

Als Quelle hat das Filmdokument nicht nur hohen lokalhistorischen Wert, sondern macht auch auf die bislang ebenfalls vernachlässigte „visuelle Geschichte“ der Psychiatrie in Westfalen und darüber hinaus aufmerksam! Ich freue mich daher sehr, dass geplant ist, dieser Quelle (evtl. in Verbindung mit Ausschnitten aus anderen zeitgenössischen „Anstaltsfilmen“) im kommenden Jahr hier in der Klinik eine eigene Film- und Vortragsveranstaltung zu widmen, bei der der Film

dann in Gänze gezeigt und genauer über seine Entstehungs- und Wirkungsgeschichte informiert werden soll.



Dieses letzte Foto schließlich betrifft das Stichwort „neue Berufsgruppen“:

Es zeigt Waltraud Matern, eine der westfälischen ‚Pionierinnen‘ auf dem Feld der psychiatrischen Sozialarbeit, deren Erinnerungen das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in diesem Jahr veröffentlichen konnte! Und die Veröffentlichung versteht sich eben auch als Beitrag zu einem Mehr an Aufmerksamkeit für die historisch noch ‚jüngeren‘ Professionen im Handlungsfeld der Fürsorge für Menschen mit seelischen Handicaps!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!